

REZENSIONEN

Dominik Collet

Die doppelte Katastrophe. Klima und Kultur in der europäischen Hungerkrise 1770-1772. [= Reihe Umwelt und Gesellschaft Bd. 18]

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
2019, 466 S., 24 Abb.

Diese mit weitem Abstand beste Untersuchung der europäischen Hungerkrise der Jahre um 1770 hat die Qualität eines Standardwerks, das in keiner Fachbibliothek fehlen sollte. Gleichzeitig ist sie trotz modischen Begriffsgeklingsels so gut geschrieben, dass historisch Interessierte jenseits des Spezialistentums davon profitieren können. Solche ausgereiften Bücher haben eine Vorgeschichte. Dominik Collet, seit 2018 Professor für Umweltgeschichte an der Universität von Oslo, hat sich bereits während seiner Zeit am Max-Planck-Institut für Geschichte und an mehreren anderen Karrierestationen seit etwa 20 Jahren mit diesem Thema beschäftigt (S. 407). Frühere Aufsätze zum Konzept der klimatischen Vulnerabilität, zur „Moral Economy“ von oben, oder zu den „empowering interactions“ in der frühmodernen „Kultur der Unsicherheit“ fügen sich nahtlos in das vorliegende Werk ein. Collet beginnt es mit einer weit ausholenden Einleitung über die Position der Hungerkrisen als „sozionaturale Ereignisse“ an der Schnittstelle von Natur und Kultur, die zu einer vergleichenden und interdisziplinären Vorgehensweise einlädt, auch über die Grenzen der Kultur- und Naturwissenschaften hinweg. Am Beispiel einer der größten Hungerkrisen in der europäischen Geschichte liefert Collet ein Musterbeispiel zur Erforschung derartiger Krisen.

Nach der theoretischen und methodischen Fundierung sowie einem souveränen

Überblick über die vorhandenen Quellen sowie den Stand der Forschung zu Hungerkrisen im allgemeinen und der Krise von 1770-1772 im Besonderen, erläutert Collet ausführlich das von ihm in die Geschichtswissenschaften eingeführte Konzept der Vulnerabilität. Auf dieser Grundlage erfolgt im zweiten Kapitel (S. 41-117) eine Beschreibung des Krisenverlaufs, ausgehend von der Nahrungsbasis, über die zugrundeliegende Klimaanomalie bis zu spezifischen Aspekten der Hungerjahre, darunter auch die damit verbundene allgemeine Wirtschafts- und Bankenkrise (S. 93-95) und drohende Staatsbankrotte, die bislang meist unabhängig von den Hungerjahren gesehen wurden. Als Ursache der globalen Kalamität wird eine Kombination von Vulkanausbrüchen und Irregularitäten der El-Nino-Southern-Oscillation angeboten. Das kürzere dritte Kapitel (S. 117-140) behandelt die zeitgenössische Deutung der Katastrophe, wobei im Zeitalter der Hochaufklärung religiöse Interpretationen nicht ersetzt, sondern durch naturwissenschaftliche Erklärungen ergänzt werden. Das vierte Kapitel über die Handlungsoptionen steht im Zentrum der Untersuchung. Dabei geht es zunächst einmal um staatliches Handeln (S. 142-202), dann um die Überlebensökonomie (S. 203-252) sowie um „empowering interactions“ (S. 252-263), schließlich um Wissensgeschichten des Hungers (S. 264-307) und um „sozionaturale Schauplätze“, womit die Krise vor Ort gemeint ist, die in einer „Mikropolitik des Hungers“ zu bewältigen war (S. 308-361). Das Großkapitel wird abgeschlossen durch grundsätzliche Überlegungen zum Handeln in Hungerkrisen (S. 362-364). Nach diesem Höhepunkt der Untersuchung folgen die Aufräumarbeiten. Kapitel 5 untersucht die Bewältigungsstra-

tegien: Erinnern und Vergessen, Folgen für die materielle Kultur des Hungers sowie die Frage, ob aus der Katastrophe gelernt werden konnte (S. 365-396). Ein kurzes Schlusskapitel fasst unter dem Titel „Klimakulturen und Sozionaturen“ die Erkenntnisse zusammen (S. 397-406). Das Verzeichnis der ungedruckten und gedruckten Quellen, beruhend auf der Auswertung von ca. 30 Archiven, über 40 Zeitungen und Zeitschriften sowie älterer Broschüren und Bücher (S. 409-424) sowie die Bibliographie der neueren Literatur sowie einschlägiger Datenbanken und Internetressourcen (S. 425-454) sind für sich genommen schon aufschlussreich. Abgerundet wird die Arbeit durch ausgiebige Orts-, Personen- und Sachregister (S. 457-466), die allerdings nicht immer greifen. So kann man nur mühsam herausfinden, dass „Die doppelte Katastrophe“ darin bestehen soll, dass sich bei vormodernen Hungersnöten „Ereignis und Natur überkreuzen“ (S. 400), wohl im Sinne der alten soziologischen Dichotomie von structure und agency.

Von den zahlreichen Themen, die Collet anschneidet, möchte ich abschließend die Folgen der Krise von 1770 für unser Geschichtsverständnis aufgreifen. Die „doppelte Katastrophe“ widersprach zur Zeit der Hochaufklärung dem anbrechenden Fortschrittsoptimismus ebenso wie seinem Gegenstück: der Naturromantik trat die Naturkatastrophe gegenüber. Auf dem Höhepunkt des Zeitalters der Vernunft konnte man in ganz Europa Hungerbäuche, Hungerkriminalität, Massenmigration, Rebellionen und Hungerkannibalismus sehen. Von der unzeitigen Hungerkatastrophe gingen Impulse für die Gründung von Agrarsozietäten, für die Agrarrevolution (S. 49-54, 296-300) und für staatliche Vorsorgepolitik aus, sie scheint die Zeitgenossen aber nicht weiter irritiert zu haben. Sie könnte aber Folgen für aktuelle Geschichtskonzepte wie „the

Great Escape“ (Robert William Fogel), „the European Miracle“ (Eric L. Jones) oder „the Great Divergence“ (Kenneth Pomeranz) haben, denn die vermeintlich überlegene Naturbeherrschung der westlichen Zivilisation konnte auch auf ihrem Höhepunkt durch eine kleine Klimaanomalie in Frage gestellt werden (S. 10-12). Mit Blick auf die globale Seite der Krise, die sich gleichzeitig auch in Indien und China bemerkbar machte, weist Collet darauf hin, dass der Umgang mit der Krise in Europa keineswegs kompetenter war als in den asiatischen Zivilisationen. Schließlich verweist er darauf, dass die bis in die Gegenwart bemerkbare Neigung, solche Katastrophen „als singulär und naturhaft zu externalisieren“, in die Irre führt: Umweltextreme gehören nicht nur zur Geschichte der Menschheit, sondern auch zu ihrer Zukunft (S. 403-405).

Wolfgang Behringer
Saarbrücken

Juri Auderset, Peter Moser

Die Agrarfrage in der Industriegesellschaft. Wissenskulturen, Machtverhältnisse und natürliche Ressourcen in der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft (1850-1950).

Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2018.

Inzwischen ist unstrittig, dass Wissen in der Agrargeschichte der Moderne eine Schlüsselressource darstellt. Zugleich besitzt Wissen als analytische Kategorie etwas Schillerndes: Es ist notorisch ephemer und schwerer zu greifen als andere Ressourcen wie Grundbesitz oder politische Macht. Die Autoren des vorliegenden Bandes nutzen die unterschiedlichen Denk- und Handlungsmuster des Agrarischen und des Industriellen als Kompass

in einer breit angelegten Synthese, die die agrarisch-industrielle Wissensgesellschaft in den Mittelpunkt stellt und auch ihren Nachfolger in der Zeit nach 1950, hier als industriell-agrarischen Wissensregime tituliert, zumindest perspektivisch in den Blick nimmt. Das Buch konzentriert sich auf die Schweiz, bemüht sich jedoch mit erfreulicher Konsequenz, die helvetischen Entwicklungen als Teil einer allgemeinen Entwicklung westlicher Industriegesellschaften zu analysieren. Es lohnt sich deshalb, das Buch nicht nur als monographische Fallstudie zu diskutieren, sondern auch als Diskussionsvorschlag zu Grundfragen der modernen Agrargeschichte.

Wer bei der Schweiz zunächst an die Alpen denkt, wird in diesem Buch enttäuscht. Hier steht eine Landwirtschaft im Mittelpunkt, wie sie auch in anderen westlichen Ländern zu finden ist: technisiert, chemisiert, abhängig von fossilen Brennstoffen und betriebsfremden Experten, aber weiterhin mit einer zentralen Bedeutung bäuerlicher Familienbetriebe. Das macht den Band auch jenseits der helvetischen Grenzen zur Pflichtlektüre, verleiht der Darstellung aber zugleich einen nicht unproblematischen Grad von geographischer Abgehobenheit. Die Autoren zögern, die Vielfalt der helvetischen Agrarlandschaften zu einem expliziten Thema zu machen, auch wenn die Empirie immer wieder zu Kommentaren etwa über Rinderrassen in den Alpen und im Alpenvorland oder zu den Unterschieden zwischen Deutschschweiz und Romandie zwingt. Ist die Welt der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft tatsächlich so flach, dass man die Frage nach helvetischen Besonderheiten nicht mehr stellen muss? Oder wurde hier die Angst vor einem Kantönligeist übermächtig, wo am Ende jedes Tal ein Universum für sich ist? Bei der Lektüre drängt sich der Eindruck auf, dass die Autoren vor allem das

Schweizer Mittelland zwischen Bodensee und Genfer See im Blick hatten, aber das mögen helvetisch versiertere Rezensenten anders sehen.

Das Buch ist ein Produkt des Archivs für Agrargeschichte in Bern und zugleich Ergebnis einer generationenübergreifenden Zusammenarbeit. Peter Moser (Promotion 1995) ist Gründervater und Leiter des Archivs für Agrargeschichte, Juri Auderset (Promotion 2013) war dort wissenschaftlicher Mitarbeiter und ist seit Neuestem Assistenzdozent für die Geschichte des 19. und 20. Jh.s am Historischen Institut der Universität Bern. Über die Arbeitsteilung bei der Genese des Manuskripts schweigen sich die Autoren aus, aber die Oszillationen des Schreibstils wecken zumindest einen gewissen Verdacht. Recht abrupt schwankt die Darstellung zwischen fakten gesättigter Empirie und theoretisch-konzeptionellen Ausführungen, die nicht selten ein wenig luftig geraten. Wer nicht auf einen konsistenten Stil Wert legt, kann das auch inspirierend finden, wenngleich sich die Darstellung im methodisch-terminologischen Überschwang manchmal zu ziemlich steilen und weitgehend unbelegten Thesen kommt. Ob der Traktor wirklich das Produkt einer Imitation des Pferdes war und nicht nur eine motorisierte Konkurrenz (S. 146)?

Im Mittelpunkt der Analyse stehen die 100 Jahre von 1850 bis 1950. Bei allem Respekt vor den Physiokraten und den Agrarreformen um 1800 sind die Autoren der Auffassung, „dass die gesellschaftlich wirksamen transformierenden Kräfte, welche es nahelegen, von einer Industriegesellschaft zu sprechen, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s freigesetzt wurden.“ (S. 32) In vier thematischen Kapiteln diskutiert der Band die landwirtschaftliche Buchhaltung und Statistik, die Motorisierung der Landwirtschaft, die Pflanzenzucht bei Getreide und die Tierzucht (insbesondere für Pferde und Rinder). Im souveränen

Überblick werden die entscheidenden Personen und Institutionen sowie experimentelle Praktiken und Versuchsanordnungen vorgestellt. Ein fünftes Kapitel, das eher als Ausblick konzipiert ist, diskutiert den Übergang zu einem neuen Wissensregime, das ganz im Zeichen des industriellen Paradigmas steht.

Für den Niedergang des agrarisch-industriellen Wissensregimes wird dabei vor allem der Zugriff auf fossile Ressourcen angeführt. Das steht im Einklang mit der neueren Energiegeschichte, die in endlosen Wiederholungen den historischen Bruch beschworen hat, der in der neuartigen und historisch präzedenzlosen Abhängigkeit von endlichen Bodenrohstoffen verborgen liegt. Zugleich registrieren Auderset und Moser das Schweigen der Zeitgenossen in der Sache: Der Zugriff auf die Lithosphäre wurde seinerzeit „kaum je als das thematisiert, was sie auf der Ebene der Stoffflüsse effektiv war, nämlich die Substitution biotischer durch mineralische Ressourcen.“ (S. 264) Das muss nicht unbedingt auf einen Vorwurf an die damaligen Forscher und Praktiker hinauslaufen. In der Energiegeschichte der Moderne waren die 1950er und 1960er Jahre die Zeit der großen Sorglosigkeit, wo das Erdöl munter floss und eventuelle Krisen in fernen Ländern spielten. Die siebziger Jahre standen dann im Zeichen eines bösen Erwachens, das in diesem Band jedoch nicht mehr eigens thematisiert wird. Die Spannung zwischen zeitgenössischem Desinteresse und retrospektiver Signifikanz scheint die hiesigen Autoren nicht sonderlich zu irritieren. Das ist bei Analysen, in denen Stoffströme eine zentrale Rolle spielen, durchaus nicht untypisch, aber gerade in einer Studie, die immer wieder die ökologischen Grenzen von Wissensregimen betont, fällt diese Diskrepanz ins Auge. Wie redet man über eine Zäsur, über die die Zeitgenossen wie Schlafwandler hinweggingen und

die erst im Rückblick als Ursache fataler Pfadabhängigkeiten erscheint? Das Thema Energie verführt zur intellektuellen Selbstermächtigung: Indem der Historiker ein Wissen reklamiert, das im historisch-situativen Kontext nicht zur Verfügung stand, emanzipiert sich die Interpretation in nicht unproblematischem Umfang von zeithistorischen Anfechtungen, die ja nur Ausdruck zeitgenössischer Ignoranz sein können. Das Problem wird nicht unbedingt kleiner, wenn solche Lesarten unter dem Eindruck der Anthropozän-These entwickelt werden, die ebenfalls nicht zur intellektuellen Demut animiert.

Es ist nicht der geringste Vorzug des Gegensatzpaars von Industrie und Landwirtschaft, dass die Diskrepanz zwischen zeitgenössischen und retrospektiven Bewertungen hier geringer ausfällt. Immer wieder machen Auderset und Moser deutlich, dass sich die Menschen seit Mitte des 19. Jh.s über das Verhältnis des Agrarischen und Industriellen Gedanken machten. Mehr als andere Veröffentlichungen macht der Band deutlich, wie sehr das Reden und Handeln über Landwirtschaft seit dem späten 19. Jh. von den kognitiven und institutionellen Gewissheiten der Industriegesellschaft geprägt war. Zugleich wird immer wieder die Widerspenstigkeit der agrarischen Welt erkennbar, und meist stand am Ende ein hybrides und durchaus dynamisches Arrangement: „Was die agrarisch-industrielle Wissensgesellschaft ab den 1870er Jahren demnach auszeichnete, waren keine spektakulären, aus dem Transfer von industriell-wissenschaftlichem Wissen resultierenden Veränderungen der agrarischen Produktionsweise, sondern eine Vielzahl pragmatisch-kreativer Adaptationen von Modellen und Methoden, die an industrieller Realität entwickelt und mit den temporalen und räumlichen Eigenlogiken der Nutzung lebender Ressourcen in Einklang gebracht wurden.“ (S. 250)

Bei allem heuristischen Wert des gewählten Ansatzes wird im Laufe der Darstellung freilich auch deutlich, dass sich die Wirklichkeit der Landwirtschaft in der Moderne mit einem einzelnen Begriffspaar nur unzulänglich greifen lässt. Praktisch läuft das Interpretationsmuster auf einen gewissen Schematismus hinaus, den wohl auch die Autoren irgendwann als unbefriedigend empfanden; jedenfalls findet sich im Vorwort eine Mahnung, die ständigen Kontrastierungen sollten „nicht als Versuche zur Dichotomisierung missverstanden werden“ (S. 12). Es hätte sich vielleicht gelohnt, intensiver über den Status beider Kategorien nachzudenken. Hier scheinen das Industrielle und das Agrarische häufig als Idealtypen, die am Ende (S. 281) in 17 Gegensatzpaaren konturiert werden: Industrie als durchrationalisierte mechanische Produktionsmaschinerie, Landwirtschaft hingegen als Sphäre des Lebendigen, die sich gegen eine umfassende wissenschaftlich-technische Durchdringung sperrt. Aber vielleicht geht doch arg viel empirische Wirklichkeit verloren, wenn man Industrie und Landwirtschaft zu Idealtypen stilisiert? Es spricht einiges dafür, beides eher als grobe Cluster zu sehen, die eine Vielzahl von Produktionsregimen mit jeweils eigener Diversität umfassen und auch eine diffuse Schnittmenge aufweisen, die im Laufe der modernen Geschichte größer wurde. Im Übrigen bleibt der mahnende Hinweis auf eine eigentlich triviale Einsicht mit durchaus nicht trivialen Konsequenzen: Für die Landwirtschaft war Wissen letztlich Mittel zum Zweck. Es ging um Wege zur Steigerung spezifischer Erträge, und diese Wege brauchten die Produzenten agrarischer Ressourcen, wenn sie in einer Zeit dramatischen Wandels überleben wollten. Leicht gerät das bei einer Analyse eines komplexen Wissenssystems aus dem Blick, und der Streit um Versuchsaufbauten und intellektuelle Hierarchien

wirkt dann leicht wie ein Glasperlenspiel – ein Satz, den die Leser dieser Zeitschrift durchaus auch als „*mea culpa*“ des Autors von „Die Wahrheit ist auf dem Feld“ lesen mögen. Es gab in der agrarischen Wissensgesellschaft auch eine Kluft zwischen den Betriebsleitern und allerlei Experten und Wissenschaftlern, die nicht pleite gehen konnten.

Letztere kommen in diesem Buch weitaus häufiger zu Wort als die landwirtschaftlichen Praktiker. Das ist zweifellos auch ein Spiegel der verfügbaren Quellen: Wissenschaftler und Berater produzieren eine Menge bedrucktes Papier, während sich das, was mit dem Wissen auf Felder und in Stallbauten passierte, oft nur auf Umwegen dokumentiert ist. Wer jedoch mehr auf die Anbieter von Wissensressourcen schaut als auf die Praktiker, verliert nur zu leicht das Gespür für den rauen Wind des modernen Kapitalismus. In ihrem Epilog erklären die Autoren, wie sich der „Prozess der Kommodifizierung“ durch Zukauf von Produktionsmitteln „intensivierte“ und „die Gebrauchswerte aus der agrarischen Produktion weitgehend obsolet“ wurden oder sich „teilweise in Tauschwerte“ verwandelte (S. 290). Wer solche Sätze im Chaos des britischen Kassinokapitalismus liest, möchte milde lächeln: Wie schön, dass sich noch jemand über die monetäre Einfältigkeit unseres ökonomischen Systems wundern kann! Tatsächlich war Marktorientierung für die moderne Agrargeschichte konstitutiv, und wer die eigenen Produkte nicht durch eine konsequent kommodifizierende Brille sehen wollte, kam da nicht weit. Die Not der Bauern, die auch eine Entscheidungsnot aufgrund eines Überangebots uneindeutiger Informationen war, sollte in jeder Wissensgeschichte eine tragende Rolle spielen.

So liegt hier nicht nur eine instruktive Synthese zur agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft in der Schweiz vor, sondern

auch ein couragierter Problemaufriss, der zum Nachdenken über Grundfragen der modernen Agrargeschichte einlädt. Wenn sich dabei bei der Lektüre ein Unbehagen einschleicht, dass der eingeschlagene Weg vielleicht doch etwas zu eng war, spricht das gewiss nicht gegen das Projekt. Gibt es überhaupt einen Königsweg zum Verständnis der agrarischen Wissensgesellschaft? Viel spricht hier für ein Spiel mit verschiedenen Perspektiven und eine gewisse intellektuelle Demut: Der Blick unter die Schädeldecke bleibt dem Historiker bis auf Weiteres verwehrt, und das ist ja auch gut so. So gilt auch für die Agrargeschichte, was sich zunehmend als Leitmotiv der Geschichtswissenschaft im 21. Jh. herauskristallisiert: Viel wird davon abhängen, ob wir uns auch dann noch trauen, Geschichte zu schreiben, wenn wir uns nicht ganz sicher sind.

Frank Uekötter
Birmingham

Nikola Becker

Bayerisch – Katholisch – Patriotisch.

150 Jahre Bauern- und Männerverein
Tuntenhausen, Haar 2020, 160 S.

Der 1869 gegründete Bayerisch-Patriotische Bauernverein (seit 1945: Männerverein) zu Tuntenhausen hatte in- und außerhalb Bayerns einen legendären Ruf. Seine Versammlungen galten als Heerschau katholisch-bayerischer Konservativität und wurden in der zeitgenössischen liberalen und sozialdemokratischen Presse viel verspottet. Nur die prominentesten Politiker von Zentrum (bis 1918), Bayerischer Volkspartei (ab 1918) und CSU (nach dem Zweiten Weltkrieg) traten als Redner auf. Dabei wurde viel über Gott und Vaterland gesprochen und viel geschimpft auf die

Preußen, die Juden und die Republik. Zu seinem 150jährigen Gründungsjubiläum hat sich der Verein nun eine Festschrift geleistet und dazu die promovierte Landeshistorikerin Nikola Becker engagiert. Für eine professionelle Historikerin ist die Verfassung einer Festschrift sicher eine Gratwanderung, denn der Verein will ja in möglichst gutem Licht präsentiert werden, die Wissenschaft muss kritisch sein. Mit der vorliegenden Festschrift kann der Verein jedenfalls zufrieden sein, die Wissenschaft nicht.

Obwohl die Mitglieder des Tuntenhausener Vereins nach einhelliger Meinung der Forschung bloß eine akklamative Rolle einnahmen, ist er für Becker Vorreiter von Demokratisierung. Sie sieht in ihm ein „Vehikel, um mündige Staatsbürger innerhalb ihres sozialen Standes herauszubilden“ (S. 37). Ein Blick auf die Vorstandschaften hätte diese Sichtweise relativieren helfen. Über deren Struktur, in dem die entscheidenden Positionen von Klerikern, Adeligen und Bürgerlichen besetzt waren, Bauern nur auf subalternen Beisitzerposten zu finden waren, findet man in dem Buch kaum etwas. Stattdessen erfährt man viel über die in Tuntenhausen gehaltenen Reden, da sich die Autorin hauptsächlich auf veröffentlichte Versammlungsberichte in Zeitungen stützt. Und auch bei der Auswertung dieser Quellen dominiert die apologetische Absicht. Wenn die Autorin im Hinblick auf die Tuntenhausener Bauernjahrtage der Weimarer Republik behauptet, „Attacken gegen die Verfassung waren demnach weniger – wie vom politischen Gegner gern unterstellt – eine Absage an die Republik an sich, sondern in ihrer Überspitzung Ausdruck eines oftmals mit Emphase geführten Kampfes um die bayerische Eigenständigkeit“ (S. 81f.), dann ist dies einfach falsch. Der politische Katholizismus Bayerns, besonders in seiner agrarischen Spielart, war und ist nicht für einen Herzensrepublikanismus